

Nr. 49. **Bromberg, den 1. April** **1925**

Spatenrecht.

Roman von Sophie Kloerss.

(8. Fortsetzung.) —— (Nachdruck verboten.)

Es schaukelte sich da, fünfzig Ellen vom Deich landeinwärts, das Segelboot, mit dem Eno Thedinga einstmals auf den Fischfang fuhr. Jetzt hatte es ruhige Tage, denn der Bauer bestieg es nicht mehr. Er hielt es schon für Sünde, über die Flut hinzufahren, sich ihr als Herrn zu zeigen. Vielleicht fürchtete er auch in seinem verwirrten Sinn, die Geister der Tiefe durch solch Tun zu reizen.

Lützelberger hatte es dichten und teeren lassen. Ihm selber wäre das nicht eingekommen, denn was wußte er von Rudern und Segeln, aber Almut hatte gemahnt, wie sie ihn mit ruhigen Worten mehr und mehr hineinführte in alle Tätigkeit, die zu seinem neuen Leben gehörte. Und der erste Knecht, ein Friesenjunge von Kraft und Gewandtheit, war mit ihm durch das Siel unter dem Deich hinausgefahren und hatte ihn gelehrt, die Ruder zu handhaben und das Segel zu setzen.

Jetzt riß die ausströmende Flut am Fahrzeug, drehte seine Spitze der Ausfahrt zu und zerrte an der haltenden Kette, daß sie klirrte. Es lockte den Mann, sich forttragen zu lassen, aber er wußte schon, daß die Ebbe ihn wehrlos gemacht hätte, die Strömung ihn fortgetragen hätte in unendliche Weiten, vielleicht zu fernen Inseln, vielleicht in die uferlose See.

Er wandte sich und ging am Priel hin der Wurt zu.

Almut kam ihm entgegen.

Sie trug einen Korb in der Hand, einen von denen, die er flocht, wenn er an stürmischen Tagen im Hause sitzen mußte. Ein Tuch war in dem Geflecht ausgebreitet. Schneeweiß schimmerte es im Licht.

„Wohin?“ fragte der Mann.

„In das Watt, Garnelen sammeln. Sie sind gut jetzt im Sommer. Das Fleisch ist zu Ende, schlachten dürfen wir noch lange nicht, und der Vater hat zum fettlosen Brot gern ein bißchen zu knabbern.“

Da wandte er abermals und ging mit ihr.

Den Deich überstiegen sie und warfen ihre Schuhe an seinem Fuß in das Gras. Mit nackten Füßen traten sie auf den feinen Sand, den die weichende Flut geglättet hatte wie eine Diele. Sonnenwarm war er und sanft unter den Sohlen.

Überall in ihm war Leben. Wasserspinnen hasteten in die stehengebliebenen Lachen, Käfer krochen zwischen dem Tang, Tausende von Marienwürmchen schwirrten um ihre Füße, und dann sah Lützelberger zum erstenmal die springenden Krabben, die aus dem Sande aufhasteten und sich wieder im Sande verbargen. Die schnellen Finger seiner Gefährtin aber griffen eine und wieder eine, und nun zwei fast zu gleicher Zeit, und da wurde er von dem Sammeleifer angesteckt und griff zu wie sie und lachte wie ein Junge, wenn er ein recht fettes Exemplar zwischen die Finger bekam. Und wenn er — seine Beute unter dem Tuch bergend — dabei die Finger des Mädchens berührte, die das gleiche taten, war es ihm ein liebes Gefühl.

Weiter und weiter wanderten sie hinaus, immer reicher wurde das Tierleben, immer mehr füllte sich der Korb.

„Nun sind's Garnelen genug“, sagte Almut. „Sie verderben schnell, wenn wir zu viele sammeln. Aber Muscheln wollen wir noch mitnehmen, Miesmuscheln sind drüben an der Sandbank zu Tausenden und so groß wie nirgend sonst. Es liegt da ein versunkenes Schiff, an dem Rumpf sitzen sie in dicken Klumpen. Ihr müßt lernen zu essen, was die See gibt.“

Das versunkene, zu drei Vierteln im Sande vergrabene Wrack ließ noch an seinen Maßen ahnen, welch stolzer Schoner es einst gewesen war. Wann mochte es hier untergegangen sein? Eno Thedinga hatte der Tochter erzählt, es habe einmal vor dreißig Jahren nach der großen Mannstränke, die um das winterliche Julfest gewesen war, dort auf der Sandbank gelegen. Menschen seien nicht mehr drauf gewesen, der Sturm hätte kein Leben gelitten draußen vor dem Deich. Die Masten waren zerschlagen, das ganze Schiff auf die Seite geworfen, durch die zerschlagenen Planken spülte die Flut aus und ein.

Bei Ebbe aber waren er und noch zwei Jungen in das Loch geklettert und hatten in dem Raum Musterung gehalten. Einen toten Hund hatten sie im Mannschaftslogis gefunden, der hatte gräßlich gestunken, so daß sie die Lust zu weiterem Suchen verloren.

Dann waren die Dorfleute hinausgegangen und hatten sich geholt, was an losem Holz zu bergen war, doch der schwere Rumpf hatte ihren Werkzeugen widerstanden.

Und von Jahr zu Jahr war er tiefer im Sande versunken. Von Jahr zu Jahr hatten sich immer neue Algen und Muscheln an seine Seiten geheftet, bis er von fern nicht mehr von der umgebenden Sandbank zu unterscheiden war.

Nun hatten sie ihn erreicht. Mit leichten Fingern sammelte das Mädchen seine Beute.

Lützelberger schlenderte weiterhin um Tümpel und Rinnsale, fand im Schlick Treibholz und verrostete Kessel, einen zerbrochenen Anker, Knochen und dann — da verhielt er den Fuß — lag ein menschlicher Schädel vor ihm. Die leeren Augenhöhlen starrten zum himmlischen Licht empor. Die starken Zähne, von denen nicht einer fehlte, zeigten, daß ein junges Leben von den wütenden Wassergeistern gemordet war.

Wo war das geschehen? Hier an der Küste? Draußen vor dem Deiche? Fern in fremden Gewässern, die den Leichnam fortgeschwemmt hatten tagelang, wochenlang, bis er zerfiel und nur dieser letzte Rest hier noch einmal vor dem Blick eines Menschenbruders auftauchte: Memento mori!?

Wie er so stand, hatte er es nicht bemerkt, daß Almut herankam. Es gab kaum einen Ton auf dem weichen Grund.

„Ein armer Heimatloser“, sagte sie leise, legte die Hände ineinander und sprach ein stilles Gebet.

„Betet Ihr immer, wenn Ihr so — so etwas findet?“

„Sollte ich nicht? Weiß ich, wer es ist? Mein Bruder und sein junges Weib sind von der See fortgerissen worden, und nie hat sie einer von unseren Leuten gefunden. Und so viele, so viele von der Küste hier und von den Inseln draußen gehen den gleichen Weg. Aber wir wollen ihn tiefer einsenken in den Grund, daß die Wellen nicht mehr mit ihm zerren und spielen können.“

Mit einem Stück Treibholz wühlte sie den Sand auf, Lützelberger barg den bleichen Knochen in der Grube, dann schlossen sie sie wieder und standen noch für Augenblicke still daneben.

Und als habe dieser kleine Liebesdienst sie erst ganz einander nahe gebracht, faßte er im Weiterschlendern nach ihrer Hand, häkelte seine Finger in die ihren und preßte sie immer einmal leise und zärtlich.

Sie entzog ihm die Finger nicht. — Nicht die sonnige Stunde stören!

Sie waren so selten in ihrem Leben, die Sonnenstunden. Und der da verdiente Güte und Vertrauen. Der ihr das Dach über dem Haupt erhielt und ihren Vater nicht heimatlos machte.

Addo Rickmers sah sie so zusammen den Deich emporkommen und — ganz ineinander versunken — dreißig Schritt von ihm am Priel hingehen, der Wurt zu. Der stille Mensch zuckte zusammen, zitterte vor Erregung und starrte hinter ihnen her, viertelstundenlang, bis sie drüben am Hang aufwärts stiegen und seinem Blick entschwanden.

Am Abend aber sprach er zu dem Vater: „Es duldet nicht länger Aufschub, daß du um die Almut ansprichst bei Thedinga."

Der Deichgräfe sah in das Gesicht des Sohnes, sah es erregt wie nie zuvor und fragte: „Ist ein Streit zwischen euch gewesen, oder ist ein Hecht in deinen Karpfenteich gekommen?"

„Es ist ein Hecht —", da schnürte es ihm die Kehle zu.

„Man soll an solche Dinge mit Ruhe und Verstand herangehen, Sohn. Du weißt, Thedinga haßt mich, seit wir ihm den Spaten stießen. Ich fühle den kalten Zorn in ihm, wenn ich ihm begegne. Meinst du, er wird dich annehmen als Eidam?"

„Soll er lieber den landfremden Mann Sohn heißen? Der ihm den Stuhl am Tisch verrückt hat? Der ihn zum Bettler macht in seinem eigenen Hause?"

„Hm. — Ich will dir nicht dawider sein und am Sonntag hinübergehen. Vorher wollen wir in die Kirche und darüber beten, daß dein Vorhaben dir zum Segen werden möge."

„Das sind noch drei Tage."

„Du hast drei Jahre gewartet, seit dein Werben begann. Man geht nicht am Werktag solchen Gang."

Addo Rickmers kannte seinen Vater, dessen Wort stand eisenfest. Er mußte sich finden. Klomm aber am Abend zur Thedingswurt empor und machte sich ein Gewerbe. Die Schwester wollte gern von dem Blumensamen haben, der die leuchtenden roten Blüten unter Almuts Kammerfenster bringe. Seine argwöhnischen Augen fanden keinen Grund zur Unruhe.

Lützelberger war in den Ställen und streute den Schweinen Stroh, der ließ sich nicht sehen. Nachher hörten sie ihn noch die Sensen dengeln auf dem Hofe, denn am nächsten Morgen sollte der Schnitt auf dem Vorland jenseit des Deiches beginnen, wo das Gras am dichtesten und üppigsten stand, aber starr und hart war vom brackigen Grund, den Sensen schwere Arbeit schuf und scharfes Eisen verlangte.

Almut gab ihm, um was er bat. Sie zeigte ihm ihr Gärtchen, in dem alles von hundert Farben flammte. Königskerzen standen da und Feuermohn, blaue Winden, Fingerhut, Akelei, Gelbveiglein, die waren aber schon meist abgeblüht, und nur ein Stock sandte noch seinen Honigduft in die Abendlüfte.

„Du hast eine gesegnete Hand", sagte er. „Elsbe versucht auch immer einmal, solch Gärtchen anzulegen, es will aber nicht gedeihen."

„Sie muß einen Platz aussuchen, wo der Wind nicht ankommt, wo das Haus Schutz gibt und doch die Sonne warm auf der Erde liegt. Und muß das Wasser nicht frisch aus dem Brunnen schöpfen zum Gießen, sonst erkältet sie den Pflanzen die Wurzeln. Und muß Geduld haben, viel Geduld, bis sie sich auskennt mit allen, denn ein jedes hat seine eigene Art, grad wie die Menschenkinder. Es gibt allerlei Kraut, das wächst und blüht, und es gibt Blüten, die sind so fein wie die Stadtfräulein und hängen die Köpfe bei jedem harten Wind."

„Du hast eine gesegnete Hand", wiederholte er, denn es war ihm nicht gegeben, seine Gedanken schnell umzulenken. „Und wo du einmal im Hause als Hausfrau schaffen wirst, haben Mensch und Vieh es gut."

Sie lauschte auf. Das klang so, als sei es nicht nur hingesagt, sondern berge eine heimliche Frage.

„Das hat lange Zeit. Es hängt die Zukunft noch dunkel über dem Vater und mir, und wer will die Tochter eines Mannes freien, dem man den Spaten stieß."

Ihre Züge hatten sich umschattet.

„Mir ist es sehr leid gewesen, als das Deichgericht das tat. Aber mein Vater hat geschworen, als Deichgräfe über Recht und Gerechtigkeit zu wachen, den Deich zu schirmen, die Gemeinde zu schützen —"

„Laß nur, das weiß ich alles. Deinen Vater trifft keine Schuld. Aber auch meinen Vater nicht. Es ist etwas über ihn gekommen, das weiß nur Gott, ob es recht ist oder Torheit. Wenn er aber glaubt, Gottes Stimme spricht zu ihm, so muß er ihr folgen."

„Redest du seiner Torheit das Wort?"

„Nein. Ich kann mir nicht denken, daß wir den Deich aufreißen sollen."

„Den Deich aufreißen? Ist es schon so weit mit ihm?"

„Erschrick doch nicht so. Er redet in seinen schlimmen Stunden allerlei, was er nachher selber wieder vergessen hat. Jetzt ist es nicht arg, denn die stillen, hellen Tage machen ihn auch stiller und heller. Er hat sogar auf den Wiesen mit Gras geschnitten und die Wagen heraufgefahren. Sprechen tut er jetzt fast gar nicht, aber er hindert mich und die Leute nicht, und die langen, lauten Gebete hab' ich seit Tagen nicht vernommen."

Die Magd schrie aus der Hintertür. Das Kalb der Schecken wolle nicht saufen, Almut möge kommen und helfen.

Addo Rickmers wanderte heimwärts und hatte wenig erfahren, wie seine Sache stand.

Er kam am nächsten Abend wieder und wollte wissen, wann der Bremer Kaufherr die Ochsen abholen lassen wolle. Und ob es wohl lohne, sich noch Vieh auf den Märkten zu kaufen und für ihn auf die Weide zu treiben.

Lützelberger nahm ihn mit sich auf den Hof, stand ihm — während er eine Radspeiche frisch einsetzte — Rede und Antwort, und Almut ließ sich gar nicht blicken.

Aber der neue Bauer sah hinter ihm drein, als er heimging, und pfiff durch die Zähne. „Du oder ich, was, mein Junge? Nun, soweit es an mir liegt, sollst du es nicht werden, und ich glaube, sie denkt ebenso."

Er warf sein Gerät von sich, schritt mit festen, schnellen Tritten in das Haus, gerade auf das Mädchen zu, das am Fenster saß und ein Netz flocht, nahm ihr die Knüttnadel aus der Hand, faßte ihre beiden Hände in die seinen, und als sie ihn groß und erstaunt ansah, beugte er sich nieder und küßte sie auf den Mund. „Die Jungfer Almut soll doch endlich wissen, wer hier am Herd die Hausfrau sein und bleiben soll."

Es war eine Werbung so knapp und klar, wie sie nur sein konnte.

„Der Vater", sagte Almut leise, denn es war immer in ihr die Furcht, dem werde sein Recht nicht mehr.

„Bei dem Vater soll in aller Form gefreit werden. Ich will den Prediger von Gretsiel bitten, am Sonntag nach der Predigt für mich den Freiwerber zu machen bei Eno Thedinga. Er wird dem früheren Amtsbruder die Bitte nicht verweigern. — Aber zuvor mußt du mir eins sagen: Wenn Addo Rickmers mit der gleichen Frage kommt, wem neigt sich dein Herz zu?"

„Denkst du, ich lasse meinen Mund einem Manne zu eigen, dem nicht mein Herz gehört?"

„Nein", sagte er, und sie wunderte sich, wie ernst sein Gesicht dabei war, „du bist rein wie die Lilien auf dem Felde. Ich bin ein gesegneter Mann, wenn du mein Weib sein wirst." —

Als am Sonntag Onno Rickmers kam, für seinen Erstgeborenen um die Thedingstochter zu werben, saß in der Vorstube der Gretsieler Pfarrer bei dem Bauern und grüßte ihn herzlich: „Du wirst dich freuen, Deichgräfe, daß es deinem Schützling so gut eingeschlagen ist hier in der Gemeinde und hier im Hause. Wir halten eben Verspruch zwischen ihm und der Jungfer Almut."

Keine Muskel zuckte im Gesicht des Deichgräfen, als er die Hand bot und den jungen Leuten alles Gute und Gottes reichsten Segen wünschte.

*

Durch den stillen Nachmittag wanderte Onno Rickmers heimwärts.

Er war zu spät gekommen, und es wurmte ihn.

Nicht daß er Lützelbergers schaffige und zugreifende Art nicht erkannte und schätzte. Die Gemeinde hätte mit dem neuen Dorfgenossen schlimmer fahren können, — aber ihm selber hätte der fernher Gewanderte nicht in den Weg kommen dürfen.

Schwer genug war es seinem Bauernsinn gewesen, eine Schwieger zu wählen, die nur Armut als Brautgabe darbot, doch weil das Herz des Sohnes an ihr hing und weil einmal eine Frau auf dem Rickmershof sein mußte, die klar und fest und tüchtig war, hatte er ihre Tüchtigkeit gegen seinen Reichtum gewogen, und die Wagschalen hatten einander das Gleichgewicht gehalten.

Nun war der andere von Vater und Tochter willkommen geheißen worden, und er durfte noch froh sein, daß er nicht für den Sohn gesprochen und eine Abweisung erfahren hatte.

Obgleich — es hatte da etwas in Thedingas Augen gefunkelt, es hatte ein Hohn um seinen Mund gelegen —, er hatte dem alten Nachbarn den Grund seines Kommens, eine Anfrage wegen des Kalbes, innerlich nicht geglaubt. Vielleicht war ihm der neue Eidam selber nicht recht, die im Dorf wußten nicht, wie er sich zu dem stellte, aber der Haß gegen den einstigen Freund, der ihm zum Feind geworden, war größer als sein Zorn auf Lützelberger.

Ja, es konnte nicht alles glatt gehen im Leben. Auch ihm war die Frau nicht geworden, die er sich wünschte.

Und er war an der Enttäuschung nur sicherer und fester geworden. Weiber durften den Mann nicht beirren. Hatte man eine Frau neben sich, die schaffig und rührig war und ihre Pflicht tat im Hause und in den Ställen, dann war das viel besser als dicke Haare und ein glattes Gesicht. So sah es jeder verständige Mann an, und der Sohn, der immer ein bißchen weich und versonnen gewesen war, mußte es auch lernen.

Vielleicht reifte er daran zum Manne.

(Fortsetzung folgt.)

Zwischen den Ufern.

Skizze von Grete Massé-Hamburg.

Luise hatte sich einen Küchenstuhl auf Deck gestellt und saß nun da in der Abendsonne und stopfte fein und kunstvoll eine von Klaus Möllers grauen Unterjacken. Langsam, vorwärtsbewegt durch die langen Stangen, mit denen der Schiffer und sein Sohn das Fahrzeug weitertrieben, glitt der Ewer über den Strom. Das Wasser, das den ganzen Tag grau wie Blei dagelegen, erhielt im Schein der untergehenden Sonne den glühenden Glanz von feurigen Rosen. Ein abendlicher Wind stand auf und bewegte an Luisens Schläfen die nußbraunen Locken und den dünnen, hauchzarten Kragen ihrer hellen Waschbluse.

Klaus Möller, der Vater, richtete sich auf aus der gebückten Stellung und wischte sich mit der rechten Hand über die Stirn. Sie perlte von Schweiß. Allmählich fühlte er, daß er alt wurde. Früher hatte er leicht wie ein Spielzeug die Ruderstange gehandhabt und ohne Anstrengung sein Fahrzeug vorwärtsgesteuert. Nun schwitzte er schon, wenn es etwas mühsam und beschwerlich zuging. Am Abend fühlte er im Kreuz ein schmerzhaftes Ziehen und an manchen Stellen seines Körpers zeigten sich Anschwellungen und kleine Verdickungen wie die Vorboten einer nahenden Gicht.

Es würde wohl nicht lange mehr dauern und der Ewerführer Klaus Möller, den sie seit dreißig Jahren rings an den Ufern gekannt und gegrüßt, mußte das Regiment an Deck abtreten an Hinrich Möller, den Sohn, der jetzt drüben, an der anderen Seite des Ewers, gleichfalls eine Pause machte und sich hochrichtete. Klaus Möller sah, wie Hinrich den Kopf wandte und hinüber zu Luise schaute. Über sein häßliches, gutes Gesicht ging, während sein Blick an dem fremden Mädchen hing, der Widerschein einer warmen, inneren Freude. In seine Augen trat die stumme Liebe, die er empfand und die er noch nicht Worte zu geben gewagt, auf eine so starke und unverhohlene Weise, daß sich der Alte des Gefühls einer Rührung nicht zu erwehren vermochte.

Um dieser Bewegung Herr zu werden, wandte er sich von neuem seiner Arbeit zu. Auch der Junge griff wieder zur Ruderstange. Langsam glitt der Ewer weiter, vorbei an Wiesenland und kleinen Flußdörfern, an Wald, an einsamen Höfen, an schmalen Inselchen, deren Bewohner sich vom Fischfang nährten, und an den Hafenstädten, aus denen am Abend Lichter lockend hinüber zu ihrem Fahrzeug funkelten und Tanzmusik aufreizend auf ihre Sinne wirkte, die die große Stille und das Einsamsein auf dem strömenden Fluß gewohnt waren.

Seit Antje Möller, seine Frau, gestorben war und auf einem kleinen Dorffriedhof ruhte, dessen Kreuze sie ferne ragen sahen, wenn sie am Dorf vorüberfuhren, hatte er mit dem Jungen allein auf dem Ewer gelebt. Viele Jahre lang. Sie hatten sich nach keiner anderen Gemeinschaft gesehnt. Sie waren Kameraden, die nichts begehrten, als immer beieinander sein zu können. Wenn nicht Klaus Möller, der Vater, von Zeit zu Zeit Hinrich Möller, den Sohn, fast mit Gewalt an Land gesetzt und ihm befohlen, einen lustigen Abend irgendwo mit Altersgenossen zu verbringen, so wäre der Junge wahrscheinlich nie vom Fluß und seinen Ufern fortgekommen.

Und an einem Abend hatte der Hinrich das fremde Mädchen vom Land mitgebracht, das nun schon ein ganzes Jahr ihr einsames Leben teilte, ihr Essen kochte, ihre Küche scheuerte und ihre Wäsche wusch und flickte. Er hatte nicht viel Worte gemacht, der Hinrich. Er sagte nur, er hätte das Mädchen in einer so großen Not gefunden, daß sie ihrem Leben ein Ende machen wollte. Da hatte er sie mitgenommen. Als sie den Ewer betrat, war es so gut, als wäre sie gegangen in ein anderes Land. Der Strom trennte sie von ihrem früheren Leben. Sie konnte nur zurück, wenn sie selbst es wollte. Nichts von drüben konnte sie erreichen. Der Ewer, der sie trug, glitt vorüber an allen Dingen, die ihr Lust gewesen oder Leid.

Klaus Möller, der Vater, hatte im Laufe dieses Jahres die Liebe in dem Herzen seines Sohnes langsam keimen und wachsen sehen. Es war ihm ein freundlicher Gedanke, daß der stille, ernste Mensch sein Glück gefunden. Luise und Hinrich, die sollten auf dem Ewer, der ihre Heimat, ihre Arbeitsstätte und ihr Frieden war, so glücklich sein, wie es einmal in Jugendtagen er und seine Antje gewesen. Auf diesen alten, treuen Planken, die ein so guter, fester Grund unter den Füßen waren wie irgendein Boden in einem Haus, wollte er noch Enkel spielen und sich tummeln sehen, Knaben, groß und braun wie sein Hinrich, Mädchen, klein und zierlich und hellblond, wie die Luise es war.

Aber zu seiner Bekümmernis ging es mit der Liebschaft zwischen Luise und Hinrich so langsam vorwärts, daß kaum ein Weiterkommen zu bemerken war. Ja, manchmal schien es dem scharfspähenden Alten, als stände die Sache zwischen Hinrich und Luise noch auf demselben Fleck, wie zu Anfang. In Hinrich zwar brannte und wühlte es unterirdisch, aber er wagte nicht zu sprechen und nicht die Hand auszustrecken nach dem blonden Mädchen, das mit ihnen auf dem Ewer lebte. Die Luise selbst war ungleichmäßig. Manchmal schien es, als sei sie dem Hinrich gut, als wünsche sie nichts anderes als jahrein, jahraus zu leben in dem schwimmenden Haus, ferne den Ufern, umgeben von Wasser, Himmel und Wind, umsorgt von der treuen Liebe des großen, guten Jungen, manchmal aber wich sie zurück, entzog sich ihm, und in ihren blauen Augen wurde etwas Flackerndes, Heißes, Gefährliches wach, das beide Männer erschreckte und nicht zu deuten war.

Und dann kam regelmäßig das, was sie fürchteten, aber nicht zu hindern vermochten. Luise begehrte, an Land gesetzt zu werden, da sie es nicht mehr ertrage, ständig das Wasser rauschen zu hören um das Schiff. Luise blieb zwei Tage dort, drei oder vier, indessen es sich um Hinrich dunkel wie eine Wolke von Gram und Sorge zu legen begann. Aber wenn die Verzweiflung schon so hell aus seinen Augen brannte, daß der Alte den Anblick des Jungen mied, so oft er es nur konnte, fand sich Luise wieder ein. Irgendwo stand sie an einem Landungssteg, wo, wie sie wußte, der Ewer vorüberkommen mußte. Sie winkte mit ihrer kleinen, hellen Hand, bis sie heransteuerten, sie zu holen. Wenn sie auf das Schiff kam, sah man, daß sie blaß war und ermüdet, daß ihre Augen glänzten in einem fieberischen Glanz. Sie ging in ihre Kammer und schlief sich aus. Und wenn sie dann auf Deck kam und zu den beiden Männern trat, sah man, der Schlaf hatte von ihr fortgespült, was fremd an ihr gewesen, dumpf und sonderbar. Sie war wieder die Luise, die sie kannten und die sie liebten, der Alte mit einer väterlichen, der Junge mit einer männlichen und rührenden Liebe. —

Luise legte die graue Wolljacke, an der sie stopfte, zusammen, rief den Männern zu, daß sie das Abendbrot bereiten wollte und stieg in die Küche hinunter. Es dauerte nicht lange, so stieg Hinrich ihr nach. Der Alte lächelte und zündete sich eine Pfeife an. Langsam ging er auf und ab, rauchend und manchmal, wie es die Gewohnheit einsam lebender Menschen ist, leise mit sich selbst sprechend. Schließlich währte es ihm zu lange, bis Luise rief. Hatten die beiden ihn vergessen und schmausten allein? Er stieg zur Küche hinab, aber kaum hatte er die Türe geöffnet, so schloß er sie wieder. Sein altes, braunes Gesicht strahlte aus allen Runzeln ein Lächeln aus. Leise stieg er wieder an Deck hinauf. Dort unten wollte er nicht stören. Da hielt sein Hinrich die Luise im Arm und nahm sich den ersten Kuß von ihrem lachenden Mund.

Es war, als wüßte der alte Ewer, daß er nun das Glück auf seinem geduldigen Rücken trug. Er glitt so sanft dahin, fast wie von selbst. Jung und stattlich sah er beinahe wieder aus, da fröhliche und singende Menschen auf ihm lebten. Der Alte sah seinen Jungen an und kannte ihn kaum wieder. Alles Schwerblütige, Drückende war von ihm abgefallen. Er war den ganzen Tag von einer knabenhaften Lustigkeit und die Arme, mit denen er die Luise herumschwenkte oder jauchzend emporhob, schienen Bärenstärke zu haben.

Es gingen vielleicht zwei Monate dahin, als sich an Luise die Veränderung bemerkbar machte, die sie schon kannten. Sie stand viele Stunden untätig an Deck und schaute zu den Ufern hinüber und seufzte. Unruhe und Gereiztheit nahmen von ihr Besitz. Man brauchte sie nur anzusprechen, und die Tränen stürzten aus ihren Augen.

„Deern," sagte der Alte zu der Schwiegertochter, „Deern, das an Land laufen hört doch jetzt auf, wo du mit dem Jungen versprochen bist, nicht wahr?"

Das Mädchen sah flehend zu dem Alten empor.

„Laß mich noch einmal fort, Vater," sagte sie. „Es tut nicht gut, wenn ihr mich festhalten wollt. Ich bin mein lebelang ein freier Mensch gewesen. Meinen Willen muß ich haben..."

Der Alte wollte auf Luise einreden und sie zu ihrer Pflicht zurückrufen, aber auf der Schwelle stand Hinrich, finster und sehr blaß und sagte: „Du sollst Luise nicht festhalten, wenn sie nicht will, Vater. Sie muß wissen, was sie tut...."

Aber als Luise an Land gegangen, wusch sich Hinrich in seiner Kammer und legte sein Sonntagszeug an. Der Alte wagte nicht, ihn zurückzuhalten, als er dem Mädchen nachging, dem er sich verlobt.

Als er wiederkam, erschrak der Schiffer. Furchtbares mußte geschehen sein. Furchtbares mußte er gesehen haben. Gealtert war er über Nacht. Sein Mund war fest geschlossen, als wolle er sich niemals wieder zum Lachen öffnen oder zum Sprechen.

Er zog sein Arbeitszeug an und kam mit einem Kasten hinauf. Der enthielt die wenigen Sachen, die Luise gehörten, ein Tüchlein, ein paar Kämme, ein Bildchen, einen Spiegel. Das schleuderte der Hinrich ins Wasser hinab, griff zur Ruderstange und steuerte flußauf. —

Die Luise kam nicht wieder. Nach einigen Jahren sahen die Ewerführer sie einmal am Landungssteg stehen und flehend die Hände ausstrecken gegen sie. Der Alte sah den Sohn mit einem Blicke an, der fragte: „Kannst du nicht verzeihen? Willst du sie nicht wieder zu uns lassen."

Aber Hinrich schüttelte den Kopf.

„Sie ist es nicht wert, Vater. Man muß sie auf der Straße lassen, wo sie hingehört."

Bunte Chronik

* **Vom Müllerburschen zum berühmten Professor.** Der Nachfolger des deutschen Gelehrten Max F. Müller auf dem Lehrstuhl der vergleichenden Sprachwissenschaften in Oxford, Professor Joseph Wright, hat jetzt sein 70. Lebensjahr vollendet, und aus diesem Anlaß erzählen englische Blätter den Lebensroman des Gelehrten, der bei Ausbruch des deutsch-französischen Krieges von 1870 als 15jähriger Bursche weder lesen noch schreiben konnte. Heute ist dieser ehemalige Analphabet ein hervorragender Sprachforscher, der zahlreiche Sprachen, darunter Französisch, Griechisch, Lateinisch, Sanskrit, Deutsch, die altgermanischen und keltischen Sprachen usw. beherrscht. Er ist niemals in seinem Leben in der Schule gewesen und verbrachte seine Jugend in einer kleinen Hütte bei Thackley in der Nähe von Bradford, wo seine verwitwete Mutter sich mit ihren vier Söhnen sehr ärmlich durchschlug. Schon mit sechs Jahren war der künftige Gelehrte der Kutscher eines Eselkarrens, der in den benachbarten Steinbrüchen verwendet wurde. Dann wurde er zu einem Müller in die Lehre gegeben, bei dem er bei einem Lohn von 3.50 M. die Woche bis zu seinem 15. Lebensjahre blieb. Der deutsch-französische Krieg brachte eine Wendung in seinem Leben. „Ich erinnere mich noch", erzählt Wright, „wie aufgeregt die Leute damals waren, und wie sie auf die Zeitungen stürzten, um die Neuigkeiten vom Kriegsschauplatz zu erfahren. Da ich mir alles nur erzählen lassen konnte, so beschloß ich, selbst lesen zu lernen, und ich brachte es mir ohne jeden Lehrer bei." Der junge Müllerbursche zeigte so große Geistesgaben, daß man sich für ihn interessierte und ihm ein Stipendium zum Studium in Oxford verschaffte. Als er die dafür ausgesetzten 900 M. das Jahr erhielt, fühlte er sich, wie er selbst sagte, „als der reichste Mann der Welt". Er hatte zunächst die größte Vorliebe für Mathematik, widmete sich aber dann immer mehr Sprachstudien, und seine Kenntnis des Dialektes von Thackley, den er in seiner Jugend gesprochen hatte, kam ihm in seinen Forschungen zustatten. „Ich habe mich mit sehr vielen Sprachen beschäftigt", erklärte er bescheiden, „aber ich möchte nicht sagen, daß ich sie wirklich kenne. Die einzige Sprache, die ich von Grund auf beherrsche, ist mein Heimatdialekt." Das wichtigste Werk Wrights ist das „Wörterbuch der englischen Dialekte", an dem er zehn Jahre zusammen mit seiner Frau gearbeitet hat.

*

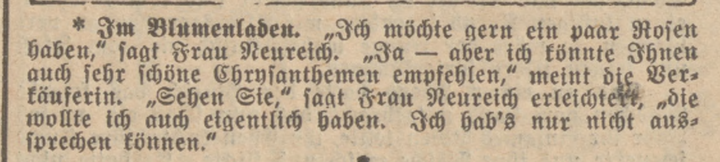
* **Höhlenbewohner im Harz.** Das Dörfchen Langenstein am östlichen Harzrande, unweit der alten Bischofstadt Halberstadt, lenkt die Aufmerksamkeit der Harzreisenden auf die Tatsache, daß von den mittelalterlichen Höhlen, die in den Sandstein zu Füßen des Burgfelsens gehauen sind, heute noch eine bewohnt wird. Betreten wir solche sonderbare Behausung, so stellen wir fest, daß sich die Bewohner, kleine, von ihrer Hände Arbeit nährende Leute, in ihren Naturräumen recht wohl fühlen; sie sehen gesund und frisch aus. — Zwei große, glatt ausgemeißelte und schön geweißte Räume (eine Wohn- und eine Schlafstube) laden zum Verweilen ein. Rechts und links von dem Höhleneingang sind Fenster eingehauen, so daß es an Tageslicht nicht mangelt. Ställe und Schuppen im „Kleinformat" sind vor der Höhle errichtet. Ein Vorgärtchen mit einigen Sträuchern gibt der merkwürdigen menschlichen Wohnstätte überdies noch eine freundliche Umrahmung. — Zu Anfang des 19. Jahrhunderts wurden bei Langenstein noch drei weitere Höhlen bewohnt, die heute Vorratszwecken dienen. — Gegenüber dem Burgberg von Langenstein liegt der Schäferberg; hier befinden sich ebenfalls Höhlen, die um die Mitte des vorigen Jahrhunderts elf Familien, die auf dem nahen Rittergute als Tagelöhner arbeiteten, eine nicht unwillkommene Unterkunft boten. Später hausten Zigeuner, fahrendes Volk oder Marktreisende vorübergehend darin. Der große Weimaraner, Goethe, hat anläßlich einer seiner Harzreisen auch den Höhlenort Langenstein aufgesucht und großes Interesse für die eigentümlichen menschlichen Unterkunftsstätten gezeigt.

*

* **Lokomotiven ohne Lokomotivführer** sind seit einiger Zeit in den Grubenbetrieben des Ruhrgebiets zur Verwendung eingestellt. Sie fahren mit einer genau geregelten Geschwindigkeit und halten an vorherbestimmten Stellen. Doch lassen sie sich auch an jeder beliebigen anderen Stelle des Schienenweges zum Halten bringen. Und wenn irgendwo auf den Schienen ein Hindernis liegt, so hält die Maschine gleichfalls. Ein „Fühler" tastet nämlich die Schienen ab und dieser ist so empfindlich, daß das geringste Hindernis genügt, um durch eine Übertragung von ihm aus den elektrischen Strom, der die Lokomotive treibt, zu unterbrechen. Unglücksfälle sind also kaum zu befürchten. Man trägt sich ernstlich mit dem Gedanken, auch für den Großeisenbahnbetrieb eine führerlose Lokomotive herzustellen, wenngleich hierbei noch eine große Anzahl von Schwierigkeiten zu überwinden sind.

*

* **Vogelschutz macht sich bezahlt.** Die Vögel, vor allem die Meisen, Spechte und kleinen Singvögel, bilden das natürliche Gegengewicht gegen schädliche Insekten und Kerbtiere aller Art. Gegenden, die noch keine intensive Feld- und Waldwirtschaft kennen, und in denen Vögel in genügender Individuen- und Artenzahl vorhanden sind, haben weniger unter Insektenkalamitäten zu leiden. Diese treten erst auf, wo der Mensch mit fortschreitender Kultur das Feld zur baumlosen Einöde, den Wald zur friedhofsstillen Baumpflanzung gemacht hat. Das natürliche Gleichgewicht ist verschoben worden, indem vielen Insekten günstige Gelegenheit zur Massenvermehrung gegeben, ihren natürlichen Feinden aber, den Vögeln, Aufenthalt und Fortpflanzung unmöglich gemacht wurde. Forstwirt und Landmann, Winzer und Obstbauer sind Jahr für Jahr gezwungen, einen ständigen Kampf gegen die Schädlinge aus der Insektenwelt zu führen. Unsummen werden ausgegeben. Dreißig Jahre ist es vielleicht gelungen, einen Kiefernbestand leidlich gesund zu erhalten, dann kommt ein Nonnen- oder Forleulenjahr, und alle Mühe und aller Kostenaufwand sind zuschanden gemacht. Der allzu tiefe Eingriff der Menschen in die natürlichen Verhältnisse hat sich noch immer bitter gerächt. Darum gilt es, begangene Sünden wieder gut zu machen und beizeiten Sorge dafür zu tragen, daß in Feld und Wald, trotz der intensiven Wirtschaft, das Gleichgewicht im Tier- und Pflanzenreich möglichst wenig verschoben wird. Sorgt dafür, daß Flur und Wald durch Vögel wieder belebt werden, schützt eure Pflanzen, eure Ernte, indem ihr Vogelschutz treibt! Es macht sich bezahlt, es schafft überdies Freude allen denen, die die Vögel und die Natur lieben.



Lustige Rundschau

* **Im Blumenladen.** „Ich möchte gern ein paar Rosen haben," sagt Frau Neureich. „Ja — aber ich könnte Ihnen auch sehr schöne Chrysanthemen empfehlen," meint die Verkäuferin. „Sehen Sie," sagt Frau Neureich erleichtert, „die wollte ich auch eigentlich haben. Ich hab's nur nicht aussprechen können."

*

* **Die Antwort.** Der Redakteur bekommt eines Tages ein Gedicht zugesandt mit dem Titel: „Weshalb lebe ich?" Er liest es und sendet es mit folgender Antwort zurück: „Weil Sie so vorsichtig waren, mir Ihre Verse mit der Post zu schicken."

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.